

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 42

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]
Autor: Franck, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 20. Oktober 1934

Herbst. Von Th. Storm.

Schon ins Land der Pyramiden Seufzend in geheimer Klage Nebel hat den Wald umschlungen,
Flohn die Störche übers Meer; Streift der Wind das letzte Grün; Der dein stillstes Glück gesehn;
Schwalbenflug ist längst geschieden, Und die süßen Sommertage, Ganz in Duft und Dämmerungen
Auch die Lerche singt nicht mehr. Ach, sie sind dahin, dahin! Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne Und es leuchten Wald und Heide,
Unaufhaltsam durch den Duft, Dass man sicher glauben mag,
Und ein Strahl der alten Wonne Hinter allem Winterleide
Rieselt über Tal und Kluft. Liegt ein ferner Frühlingstag.

„Wippwapp“.

Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 16

„Dann bitte ich, mir die Regierungsverfügung zu zeigen, durch welche der Bürgerausschuß aufgelöst ist. Das genügt mir.“

Mit einem Ruck, wie man die Tür vor einem Hund aufmacht, den man ins Freie jagen will, öffnete Gust sein Amtszimmer zu dem großen Rathausaal hin. Nun schritt er — seinem Vorsatz gemäß — in die Mitte des Raumes, nahm in ganzer hochgerekter Größe Aufstellung, hob seinen Eichenstod und sagte: „Raus!“

„Sind Sie verrückt geworden?“ schrie Schweikert.

„Raus!“ wiederholte Gust. „Raus, begreife, wo der Zimmermann das Loch zum Weglaufen freigelassen hat.“

„Ich werde dem Stadtdiener telephonieren, daß er Sie an die Luft befördert! Oder vielmehr, daß er Sie zu Ihrer Frau bringt, die dann ja wohl wissen wird, wohin solche wie Sie gehören.“

„Hand zurück!“ schrie, da Schweikert nach dem Hörer langte, nun auch Gust. „Hand zurück oder ich mache mein Wort wahr: ich schlage zu!“, und als Erweis, daß er keine leere Drohung ausgestoßen hatte, hob er seinen Eichenstod zum Schlag.

„Für solche Fälle genügt dies!“ erklärte Schweikert höhnisch und erhob einen Revolver.

Einen Augenblick war Gust starr. Dann nahm er mit einer großen langsamen Bewegung die linke Vorderseite des Rockes von seiner Brust fort, zeigte mit dem Stod auf sein Herz und sagte: „Da sitzt das Leben. Schieß! In einer

Welt, wo Deutschland besiegt werden konnte, ist es am besten: über den Haufen geschossen zu werden und nicht mehr zu wissen, daß unten zu oben und oben zu unten geworden ist.“

Dem Nicht-mehr-Bedrohten sank die Waffe nieder. Um den Augenblick seiner Schwäche zu verdecken, legte er sie mit betontem Nachdruck auf die Schreibtischplatte.

Gust ließ den Rock über sein Herz fallen und bohrte, da ihn schwindelte, die eiserne Zwinge seines Eichenstodes in den Fußboden.

„Nun werden Sie also trotz Ihrer sechzig Jahre und Ihrer Krankheit wohl begriffen haben, was geschehen ist“, versuchte Schweikert festzustellen.

Gust würdigte seinen ehemaligen Gesellen keines Wortes mehr.

Schweren Schrittes ging er aus seinem Bürgerworthalterzimmer fort.

Im Januar ließ Gust sich als einziger Bürgerlicher bei den Stadtverordnetenwahlen aufstellen. Zwanzig Stimmen erhielt der ehemalige oberste Vertreter der Stadt. Es war, als ob es ein Bürgertum nicht mehr gebe.

Am allerwenigsten begriff Gust, daß er immerfort ärmer wurde.

Zunächst von Jahr zu Jahr, dann von Monat zu Monat, später von Woche zu Woche, schließlich von Tag zu Tag nahm der Wert seines Vermögens ab.

Gust faßte nicht, was sich begab. Da, auf dem Geldschein, der in seiner Linken lag, stand gedruckt, nicht einmal,

sondern viele Male: Tausend Mark! Warum nahm ihn niemand, wie früher, als tausend Mark? Warum rechnete man ihn um, daß er nur noch einen lächerlich geringen Wert hatte? Nach welchem Grundsatz geschah diese Umrechnung? Und vor allem: Mit welchem Recht?

Deutschland haftete für den vollgültigen Wert des deutschen Geldes mit seinem Wort, mit seinem Ansehen in der ganzen Welt. Eine Mark mußte eine Mark sein, solange die Erde stand. Wohin sollte man kommen, wenn dieser Urgrundsatz der deutschen Wirtschaft plötzlich keine Geltung mehr hatte? Ein Liter blieb ein Liter, ein Meter war noch immer, was er vor dem Krieg gewesen war, wie der Tag ein Tag, die Stunde eine Stunde geblieben war. Also mußte auch eine Mark eine Mark sein und bleiben.

Warum waren alle Dinge in ihr Gegenteil verkehrt? Warum?

Gust begriff nicht.

Rikelfchen aber begriff.

Sie suchte zu retten, was noch zu retten war.

Sie half, wo immer sie helfen konnte. In aller Heimlichkeit verkaufte die durch den Krieg kinderlos gewordene Mutter, was sie für ihre Enkel in der Aderstraße an Nützlichem, an Schönem erarbeitet hatte. Sie veräußerte, ohne Wissen ihres Mannes, Schmucksachen, Goldenes, Silbernes, das er ihr in der Hohen Straße schenkte. Gust hatte während der Kriegszeit auch alle Wertgegenstände, goldene Uhr mit goldener Kette, Siegelring und was er an Verwertbarem besaß, dem Vaterland dargebracht. Sie aber, die oftmals zürnte, wenn der Reichgewordene ihr unnötigen Schmuck ins Haus schleppte, hatte sich nicht davon trennen können und manches bittere, ja schließlich manches harte Wort deswegen hinnehmen müssen. Nun erwies sich, daß das für sie zur unschätzbaren Hilfe wurde und sie vor Hunger schützte.

Aber so umsichtig Rikelfchen auch bei ihren Verkäufen war, so unermüdetlich sie immer von neuem helfend zugriff — nur durch den einen Gedanken geleitet, von dem geliebten Lebensgefährten an Bitterem, Schwerem fortzuschrecken, was irgend in ihren Kräften stand —, der allgemeinen Not war sie nicht gewachsen.

Als Gust die Miete nicht mehr zu zahlen vermochte, reichte sein Hauswirt die Räumungsklage ein.

Es gelang dem aller Schliche kundigen Mann, beim Mieteinigungsamt ein obsiegendes Urteil zu erzielen. Sogar den Nachweis einer neuen Wohnung, der die Vollstreckbarkeit des Urteils ermöglichte, vermochte er zu erbringen.

Die nachgewiesene Wohnung lag in den Baraden. Neben dem Haus des verstorbenen Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen. Der verheiratete Kuhfütterer des Viehhändlers wohnte darin. Dieser, der als einer der ersten in der Stadt die Zeichen der Zeit begriff und nur die Not kannte, sein Geld möglichst schnell und vorteilhaft anzulegen, baute seinem Viehknecht das Dachgeschloß des Stalles in der Aderstraße aus, und die neue Wohnung für den verarmten Schuster, dessen paar Zimmerchen der Hauswirt dringend für seine heranwachsenden sechs Kinder brauchte, war gefunden.

Gust erklärte, daß er nicht ausziehen werde.

Der Besitzer zuckte die Achseln. Dann müsse er Gewalt anwenden.

Auch der Gewalt weiche er nicht! behauptete der mittellose Rentner.

Das werde man ja sehen, wenn's soweit sei, und dann notfalls noch andere Mittel anwenden! drohte der Hauswirt.

Er habe seit Jahren, versicherte Gust der Wahrheit gemäß, von den Bewohnern seines Elternhauses, das noch immer sein eigen sei, weil sich kein Käufer für das hübsliche Häuschen gefunden hätte, nicht einen einzigen Pfennig Miete erhalten. Und habe trotzdem nicht erreicht, daß der Säumige hätte ausziehen müssen, weil nach dem Spruch des Wohnungsamts, dem sein früherer Freund Willem vorstehe, sich keine geeignete Wohnung für den zur Räumung Verurteilten in der Stadt hätte finden lassen, der sehr wohl die Miete zahlen könne, da er als Zimmergeselle vom Frühjahr bis zum Herbst in Arbeit und Lohn stehe. Gerechtigkeit für alle! Oder ob die Welt sich so gänzlich in ihr Gegenteil verkehrt habe, daß Gerechtigkeit nur noch für die Untern, Ungerechtigkeit aber für die Oberrn da sei?

Wenn Gust in seinem Kopf, erklärte der von Gemütsanwandlungen Unbelastete, vor Alter oder infolge seines Schlaganfalls mit der neuen Zeit, mit ihren Gesetzen und mit ihrem Geld nicht mehr zurechtkomme, so gehe ihn als Hauswirt das gar nichts an. Er habe die Räumungsklage gewonnen, eine ausreichende Wohnung sei vorhanden, also gebe es nur noch eins: Ausziehen!

Ob er denn kein Herz im Leibe hätte? begehrte der Bedrohte auf.

Der Mann kümmerte sich um Gusts Gedanken und Gefühle, um Gusts Not und Anklagen nicht. Er bestand auf seinem Schein, beantragte und erwirkte als sein gutes Recht die „Zwangsvollstreckung zur Räumung des von dem frühern Schuhmachermeister und Bürgerworthalter a. D. August Micheelsen bisher zu Wohnzwecken innegehabten ersten Stodwerks Aderstraße Nummer 3“.

Rikelfchen fing das gerichtliche Schreiben ab, unterschrieb die Zustellung mit dem Namen ihres Mannes, den sie in frühern Jahren so oft auf Rechnungen gesetzt hatte, daß die beiden Unterschriften kaum auseinanderzuhalten waren, und verheimlichte Gust das Datum des anbefohlenen Umzuges in die Baraden.

Am Tage vorher schickte die Besorgte den Ahnungslosen in der Frühe drei Stunden Weges über Land auf ein Rittergut.

Dessen Herr, sagte Rikelfchen, solle den allgemeinen Wucher der Stadt nicht mitmachen, so daß es in seiner Molkerei noch Butter zu einem erschwinglichen Preis gebe. Gust brauche sich mit der Heimkehr in keiner Weise zu beeilen. Er möge sich auf dem Hof nur alles in Ruhe ansehen. Auch könne er sich, wenn er müde werde, unterwegs ausruhen, solange er es nötig habe. Sie komme ihm den Nachmittags — jawohl: des Nachmittags, eher hätte sie keine Zeit vor ihrer Hausarbeit! — ein Stück entgegen. Am besten wäre wohl, sie vereinbarten die genaue Stunde und den Ort ihres Zusammentreffens. Ja, so wollten sie es halten: vier Uhr sei sie an der Ecke des Stadtwaldes. Wenn er früher da wäre, solle er ruhig warten, bis sie eintreffe. Aber der Tag werde ihm bei der schönen Wanderung und bei der Besichtigung des Gutes sicher so schnell vergehen, daß er nicht auf sie zu lauern brauche.

Gust nahm das Geld für ein Pfund Butter — viele, viele Scheine — aus der Hand seiner Frau. Nichte zum Abschied. Ging.

Mit dem Schläge vier war Rikelfchen an der Ecke des Stadtwaldes.

Gust, der schon länger als eine Stunde auf sie gewartet hatte, saß auf der Bank, die in jener Zeit, als die städtischen Wälder ihm zur Beobachtung unterstanden, auf sein Betreiben für müde Wanderer errichtet war.

Seine lauten Scheltworte sprangen Rikelfchen noch vor einem Gruß an: Kein Wucherer? Ganz genau so wie alle andern

Bauern und Bodeneigentümer sei der Herr Rittergutsbesitzer! Ein ganzes Pfund Butter hätte er holen sollen? 50 Gramm wären ihm, statt 500 für sein Geld, das früher zum Kauf eines Hauses gereicht hätte, gnädigst angeboten worden. Aber da sei es mit seiner Geduld vorbei gewesen. Zu seiner ganzen Größe habe er sich aufgerect und dem Molker, dem Halsabschneider, der über ihn wie über einen Trottel gelacht hätte, die Lappen, die sich unverschämterweise Geld nennen ließen, vor die Füße geworfen. So!

Gust stand zur Verdeutlichung seiner Worte in aufgeredter Siegerhaltung da.

So! Ob sie's genau sehe? Mit diesem Ruck seines Kopfes. Einfach vor die Füße, vor die hochhackigen Holzpantoffel. Selbstverständlich, ohne auf die 50 Gramm Butter, die er dafür hätte beanspruchen können, zu warten!

„Das hast du gut gemacht, Gust!“ stimmte die Erschreckte zu.

„Nicht wahr, Rikelfchen? Findest auch, daß es richtig war: Vor die Füße! — Da ist es.“ — „Was?“ — „Das Geld.“

„Ich denke, du hast es dem Molker ...“

„Hab ich auch! Du glaubst doch nicht etwa, ich lüg dich an? So hab ich sie ihm vor die Füße geworfen, die dreißigen Geldscheine. So! Mit dieser verächtlichen Bewegung meiner Rechten. Mit diesem vernichtenden Ruck meines Kopfes. Siehst du es, Rikelfchen?“

„Ja, Gust, ich sehe es, als ob du's in diesem Augenblick tätest.“

„Aber dann, als der verschüchterte Molker mit seinen Holzpantoffeln durch die Pfützen am Mauersteinboden rausgeklappert war, als ich ganz genau festgestellt hatte, daß mich keiner sehen konnte, nicht mal der lausigste Lehrling, da



Herbstlandschaft. Nach einer Kunstphotographie von A. Krenn in Zürich.

hab ich mich schnell gebückt, hab die Scheine wieder aufgefammelt und in meine Tasche gesteckt.“

„Das hast du gut gemacht, Gust. Sehr gut.“

„Wir haben doch nur wenig Geld. So wenig, daß wir uns kein Pfund Butter mehr kaufen können!“

Seite an Seite gingen Gust und Rikelfchen heim.

Gust fühlte sich als Held.

Er erzählte ununterbrochen von seinen Erlebnissen während der Wanderung. Von seinen Eindrücken auf dem musterhaft bewirtschafteten Rittergut; man baue dort einen Kuhstall nach dem andern, schaffe ohne Unterbrechung an: Wagen, Maschinen, Pferde, Dampfpflüge, Lokomobile.

Und immer wieder berichtete Gust von seinem Zusammenstoß mit dem Molker — so habe er beim Hinwerfen den rechten Arm gehoben, so den Kopf in die Höhe gerissen — mit dem Molker, der wie der Wucher in eigener Person, in unverwechselbarer menschlicher Gestalt vor ihm gestanden hätte: fett wie ein Dreieinhalbzentner-Schwein, mit didem Hängebauch, darüber eine weiße, sich strammende Schürze, die schwarzbehaarten Hände wie ein Flegel bis zu den Ellenbogen in den Hosentaschen.

Rikelfchen stimmte immerfort zu: Gut gemacht, Gust! Sehr gut gemacht! Um ihn auf einen andern Weg zu bringen, fragte sie schließlich: Und er sei nicht müde geworden während der sechsstündigen Wanderung?

Nein! gab Gust stolz zur Antwort. Das heiße ein wenig müde schon. Aber nicht mehr als ein Gesunder. Sogar wohl, er sei nun wieder gesund. Ganz gesund. Nur seine Gedanken wollten ihm noch nicht so wie früher gehorchen. Die möchten am liebsten in alle vier Winde auseinanderlaufen. Wie die Schafe auf einer erst dreiviertel ausgeschlagenen Weide, die immerfort glauben, dort steht noch bes-



Hauptsitz der Kantonalbank in Bern, Bundesgasse 8, 1869—1906.

Aufnahme: F. Henn.

seres Gras zum Abraufen — nein, dort — dort! Er müsse sie — seine Gedanken meine er, nicht die Schafe! — oftmals wieder zusammentreiben. Müsse nach seinem Willen rufen wie der Schäfer nach seinem Phylax und Kommandieren: „Hol sie ran! Noch mehr ran! So — so — genug!“

Rikelfchen lachte aus tiefstem Herzen herauf. Zum erstenmal seit Jahr und Tag. (Fortsetzung folgt.)

Zum hundertjährigen Jubiläum der Kantonalbank von Bern.

Durch Dekret des Großen Rates vom 6. Juli 1833 ist die Kantonalbank von Bern errichtet worden. Nachdem alt Regierungsrat F. Ganguillet zum Direktor und Ludwig Blösch zum Kassier-Buchhalter gewählt worden waren, eröffnete die Bank ihren Betrieb am 1. Oktober 1834 im frühern Salzammergebäude an der Brunnengasse Nr. 146 (heute Nr. 48). Auf Wunsch des Finanzdepartementes mußte ein Landjäger als Hüter des Staatsschatzes dort wohnen.

Heute, Samstag, den 20. Oktober 1934, wird das Bestehen der Bank durch eine bescheidene Feier gewürdigt. Sie beginnt um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr mit einem Festakt im Grobtratsaal, dem sich um 1 Uhr ein Bankett im Kasino anschließen wird. Von allen Seiten wird die Bank beglückwünscht werden. Auch die „Berne Woche“ möchte es als Chronistin bernischer Geschehnisse tun, wohl wissend, welche große Bedeutung jüst diese Bank für das Wirtschaftsleben von Kanton und Stadt hat.

Das Jubiläum der Bank fällt in eine wirtschaftlich und politisch stark durchwühlte Zeit. Blättern wir aber im Geschichtsbuch der Bank, so erkennen wir bald, daß je und je

harte Krisen hereinbrachen und, bald früher, bald später, immer wieder überwunden werden konnten. Gut geleitete Banken waren an der Ueberwindung und am Ausgleich wirtschaftlicher Erschütterungen viel mehr beteiligt als wir schlechtthin anzunehmen gewillt sind. Die Bedeutung des Bankwesens der Schweiz und der Kantone hat in den letzten Jahrzehnten gewaltig zugenommen. Kleinere oder größere Störungen greifen sofort und nachhaltig in das Privatleben selbst des kleinen Mannes ein. So wird es Pflicht des Staatsbürgers, sich mehr wie früher um das Gedeihen unserer Banken zu kümmern. Eine ausgezeichnete Gelegenheit, sich in das Werden und Sein einer bedeutenden Staatsbank zu vertiefen, bietet die eben erschienene Jubiläumsschrift über die Kantonalbank von Bern. Dr. jur. Walter Egger, Redakteur am „Bund“, hat sie verfaßt. Die Lektüre des stattlichen, von der Hallwag A.-G. in Bern vorbildlich gedruckten Bandes bestimmt uns zu einem freudigen Glückwunsch an den Verfasser und die Bank. Diese hätte sich kaum einen sachkundigeren Geschicht-

schreiber, als Dr. W. Egger es geworden ist, erküren können. Als besonderer Kenner wirtschaftspolitischer Fragen hat er es verstanden, die Geschichte der Bank in spannenden Zusammenhang mit den allgemeinen politischen Geschehnissen der letzten hundert Jahre zu bringen. Seine wohlüberlegte, gemessene und flüssige Darstellungskunst hat es zustande gebracht, aus der Geschichte der Bank eine solche der bernischen Wirtschaft schlechtthin zu machen. So bietet die Jubiläumsschrift weit mehr als ihr bescheidener Titel*) verspricht.

Wie recht und billig leitet Dr. Egger seine Denkschrift mit der Kapitalanlagepolitik des aristokratischen Staates Bern ein. Die Finanzkunst des Berner Regiments besaß im 18. Jahrhundert europäischen Ruf. Ihr Geheimnis — schreibt Dr. Egger — war eine kluge Sparsamkeit. Sie schuf einen beträchtlichen Staatsschatz, zu dem man nur mittelst acht in verschiedenen Händen liegenden Schlüsseln gelangen konnte und über dessen Bestand nie eine Bilanz gezogen wurde — bis zur Plünderung durch die Franzosen im Jahr 1798.

1820 begann die Entwicklung der heute zum Teil noch blühenden Sparkassen. Gleich wie in der Stadt Bern setzte dann auch beim jungen, liberalen Staate das Bestreben ein, seine Kassaüberschüsse nutzbar zu machen. Es führte zur Gründung eines eigenen Instituts: der Kantonalbank, der ersten derartigen Schöpfung in der Schweiz. Die bisherigen Inhaber der Macht waren nach dem Inkrafttreten der liberalen Verfassung von 1831 wohl politisch geschlagen, blieben aber die finanziell und wirtschaftlich Starke. Sie beherrschten den Grundkredit, besaßen den Reichtum, jedoch keine Sympathie für Handel und Gewerbe. Diese Ueberlegenheit des Patriziates bildete eine Gefahr für das junge Staatswesen. Es galt, für Handel und Gewerbe eine Kreditquelle zu erschließen und ihnen

*) Kantonalbank von Bern. 1834—1934. Denkschrift, verfaßt von Dr. jur. W. Egger, Bern.